

Walter Gasperi berichtet für den FKC von der Viennale 2007

Zum Abschluss des jährlichen Reigens der Filmfestivals bietet die Viennale Ende Oktober regelmäßig so etwas wie einen Querschnitt der Festivalerfolge des vergangenen Jahres. Weltpremieren gibt es kaum, dafür jede Menge Filme, die es noch nicht oder vielleicht nie in die heimischen Kinos schaffen werden.

Claude Chabrols „La fille coupée en deux“ wird diesen Sprung sicher schaffen und hat auch schon einen österreichischen Verleih. Dies liegt freilich weniger am Film an sich als vielmehr am Namen seines Regisseurs und der Besetzung. Ludivine Sagnier darf nicht zum ersten mal eine naive Blondine spielen. Mit dieser beginnt einerseits der alternde Schriftsteller Saint-Denis eine Affäre, andererseits verliebt sich ein unreifes und eingebildetes Millionärssöhnchen in sie. Wie der Titel sagt zerrissen ist die junge Frau dadurch und dieses Gefühl verstärkt sich, als sie der Schriftsteller bald abserviert. – Zum wiederholten Male bietet Chabrol einen Blick hinter die glatte Oberfläche der Bourgeoisie, erzählt zügig und kann auf ein exzellentes Ensemble bauen. Die bewusst klischeehafte Figurenzeichnung soll „La fille coupée en deux“ zur Satire machen, doch um als solche zu überzeugen fehlt es an Biss und Aggressivität. Um andererseits als Drama zu packen spannt sich die Handlung über einen zu großen Zeitabschnitt hin, sodass sie zerhackt wirkt und Szenen nicht vertieft werden.

Mit greller Überzeichnung arbeitet auch Hal Hartley. In „Fay Grim“, der eine Art Fortsetzung von „Henry Fool“ darstellt, lässt der Amerikaner die Titelheldin auf der Suche nach den Notizbüchern ihres seit Jahren verschwundenen Ex-Mannes in eine wilde Spionagegeschichte geraten, bei der – durchaus mit Absicht – nicht nur die Figuren, sondern auch der Zuschauer bald die Orientierung verliert. In durchgängig gekippten Einstellungen macht Hartley in spielerischer Manier deutlich, wie sehr die Welt aus dem Lot geraten ist. Wenn von amerikanischer Intervention in Lateinamerika ebenso die Rede ist wie von Afghanistan und der CIA ebenso auftritt wie der israelische, arabische und russische Geheimdienst und auch auf islamistische Terroristen nicht verzichtet wird, dann ist „Fay Grim“ zwar nahe an der Verunsicherung in der heutigen Welt, parodiert andererseits aber auch das Genre des Agentenfilms. Lustvoll gespielt und gemacht ist das bis hin zu den in Standbildern gezeigten Schusswechseln und macht auch Spaß, erweist sich im Grunde aber doch als etwas substanzloses selbstzweckhaftes Spiel.

Dieses Spielerische und Konstruierte findet sich auch bei Pascal Bonitzer, der in „Je pense a vous“ eine auftauchende Ex-Geliebte die Beziehungen von zwei Paaren durcheinander bringt. In Gang gebracht wird das Beziehungsgefüge durch einen Schriftsteller, der durch eine gezielte falsche Information eine Serie von Missverständnissen und Verwechslungen auslöst. „Made in France“ heißt der Film im Untertitel und mehr noch als ein französischer ist das ein Pariser Film mit seinem Intellektuellenmilieu, seinen geistreichen Dialogen und seiner trotz des Ernstes leichten Erzählweise. Nicht hineinpassen mag in diesen glänzend gespielten und konstruierten Film freilich die fantastische Ebene, die Bonitzer mit der wie ein Todesengel auf- und abtretenden Anne spielt.

Härtere Kost bieten dagegen Cristian Mungiu Cannes-Sieger „Vier Monate, drei Wochen, zwei Tage“ und – wie nicht anders zu erwarten – Ulrich Seidl. Mungiu zeichnet akribisch einen Tag im Leben der rumänischen Studentinnen Gabita und Otilia nach – freilich nicht irgendeinen, sondern den, an dem Gabita eine unter Ceausescu streng verbotene Abtreibung durchführen lässt. Beinahe in Echtzeit lässt Mungiu den Zuschauer in zumeist ungeschnittenen mehrminütigen Einstellungen den beiden jungen Frauen beim Packen, der Beschaffung eines Zimmers, dem Engelmacher bei der Abtreibung oder einem Gespräch Otilias mit ihrem Freund zuschauen. Zum Zeuge der Ereignisse wird der Zuschauer so, und in der kleinen privaten Geschichte wird sichtbar, wie in der Diktatur jegliche Menschlichkeit

und Solidarität ausgehöhlt werden, wie überall Misstrauen herrscht, Machtverhältnisse bestehen und die untersten in der Kette ausgenutzt werden. – Ganz einfach kommt dieser Film daher, verzichtet auf jeden inszenatorischen Schnickschnack und auch auf Musik, entwickelt aber in jeder der nur rund 50 bis 60 Einstellungen eine enorme Intensität.

Noch härtere Kost liefert **Ulrich Seidl**, der in „**Import Export**“ parallel zwei voneinander unabhängige Geschichten erzählt. Auf der einen Seite landet die ukrainische Krankenschwester Olga auf der Suche nach einem besseren Leben nach Versuchen mit Cybersex als Reinigungsfrau in einem Wiener Altenheim. Auf der anderen Seite begleitet der gescheiterte Wiener Security-Mann Paul seinen Stiefvater beim Aufstellen von ausgemusterten Spielautomaten in die Slowakei und die Ukraine. Für den Schwiegervater ist das aber auch eine Sextour. – Dass das Leben auch seine schönen Seiten haben kann, kann man sich in den Filmen Seidls gar nicht vorstellen. Unbarmherzig führt er Ausbeutung, Erniedrigung und Demütigung in langen Plansequenzen vor, zwingt den Zuschauer hinzusehen und weigert sich die Kamera abzudrehen. Die trostlosen Hochhaussiedlungen, die winterliche Jahreszeit und die Mischung aus Inszenierung und quasidokumentarischem Gestus verstärken das Klima der Tristesse und Beklemmung. Dennoch – und das ist neu bei Seidl – finden sich auch Momente der Menschlichkeit, gibt es in aller Niedertracht die Möglichkeit zu einer Wandlung und zu einem Ausstieg aus diesem Zirkel, wie sich bei Pauli zeigt, und fürsorgliche Pflege der Sterbenden durch Olga. – Im schonungslosen Blick wirkt das teils komisch, doch Seidls Humor ist ein äußerst grimmiger, bei dem einem das Lachen, sofern es überhaupt aufkommt, im Hals stecken bleibt.

Um die Würde und den Wert des Menschen geht es auch in **Nicolas Klotz**’s „**La question humaine**“. Der Franzose will im Gewand eines Wirtschaftskrimis einen Einblick in die Mechanismen, mit denen innerhalb von Konzernen gearbeitet wird, bietet. Ein Firmenpsychologe wird beauftragt den Generaldirektor eines chemischen Konzerns zu überwachen, da dieser angeblich der Geisteskrankheit verdächtigt wird. – Keiner kann hier vertrauen, überall regiert Misstrauen. So kühl wie die Konzerne arbeiten, aber auch so präzise durchleuchtet Klotz diese Welt, verliert aber das Ausgangsthema immer mehr aus den Augen, wenn er ein historisches Fenster öffnet und sukzessive zunehmend Parallelen zum Holocaust und der nationalsozialistischen Sprachregelung intensiviert werden. – Durchaus spannend ist das inszeniert, doch der Vergleich wirkt bemüht und überspannt, wenn nicht gar geschmacklos.

Solche Spannung kann der US-Amerikaner **Matthew Porterfield** in seinem rund 60minütigen „**Hamilton**“ kaum entwickeln. Fragmentarisch werden in langen Einstellungen Alltagsszenen aus einem Vorort von Baltimore aneinander gereiht. Erst langsam werden dabei die Beziehungen zwischen den einzelnen Figuren klar, Geschichte entwickelt sich aber keine. Wichtiger als die Bilder selbst scheinen die Lücken zwischen diesen, die der Zuschauer mit seinen Gedanken füllen muss. – Nah am Leben mag diese Abbildung der Monotonie sein, aber wenn die Darstellung selbst dann auch beim Zuschauer auch Monotonie auslöst, scheint doch etwas misslungen zu sein.

Inhaltlich ähnlich gelagert, aber ungleich poetischer schon aufgrund der brillanten grobkörnigen Schwarzweißbilder ist **Charles Burnett**s „**Killer of Sheep**“. Wegen ungeklärter Musikrechte kam dieser 1977 entstandene Klassiker des afroamerikanischen Kinos nie in den Verleih. Wie Porterfield fügt auch Burnett Alltagsszenen zu einem Bild der Tristesse des Lebens in einem afroamerikanischen Viertel von L. A. aneinander, allerdings ungleich schlüssiger und sich verdichtend nicht zuletzt durch Songs, die wie in Pausen das Gezeigte kommentieren.

Abgesehen von **Ang Lees** schon in den Kinos anlaufendem Venedig-Sieger „**Lust, Caution**“ war das asiatische Kino in Wien nicht sonderlich stark vertreten, bot mit der malayischen Liebesgeschichte „**Love Conquers All**“ oder mit mehreren philippinischen Filmen aber immerhin Ungewöhnliches. Mit Komik, Action und Melodramatik erzählt der Philippino **Jeffre**

Jeturian in „Kubrador“ die Geschichte einer Mutter und Ehefrau, die sich in den Slums von Manila durch das Einsammeln von Wettbeträgen für ein illegales Lotto Geld verdient. Die Inszenierung mag holprig sein, doch mit der beweglichen Videokamera kann Jeturian ein authentisches Bild von den Lebensbedingungen in den Slums vermitteln.

Sehr stilbewusst in ruhigen langen Einstellungen erzählt dagegen die Malayin Tan Chui Mui in „Love Conquers All“ von einer jungen Frau vom Land, die in die Stadt übersiedelt und dort durch die Liebe zu einem Mann in immer größere Abhängigkeit gerät. – Der Verweis auf Wong Kar-weis „Chungking Express“ durch ein Plakat ist nicht zufällig, und auch wenn Chui Mui von ihrem Vorbild noch ein Stück entfernt ist, spürt und sieht man im ruhigen und weitgehend auf Dialoge verzichtenden Erzählen doch ihr Talent.